

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Luise Rinser
Winterfrühling
Tagebuch 1979–1982

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Nicht für die Ewigkeit geschrieben. Viele meiner Leser beklagen, daß ich meine Kraft vergeude beim Schreiben von Tagebüchern. Bisweilen denke ich selbst, ich sollte den Rest meines Lebens darauf verwenden, meine »eigentliche« Arbeit zu tun: Erzählungen schreiben und Romane und auch Stücke. Ich habe viele Einfälle im Kopf, einige tragende Entwürfe sogar schon auf dem Papier, von einem Roman habe ich bereits siebenzig Seiten geschrieben. Warum mache ich denn die Zeit nehmende Arbeit des Tagebuchschreibens? Weil auch dies zu meiner »eigentlichen« Arbeit gehört. Weil es eine Art ist, mit Menschen zu sprechen und zu leben. Weil ich in der Tagebuchform unmittelbar mit ihnen kommunizieren kann. Weil die Leser gerade der Tagebücher mir in Tausenden von Briefen sagen, was sie denken über das, was ich denke. Weil ich aus ihren Briefen erfahre, wie man heute lebt als Student, als Strafgefangener, als Hausfrau, als Bundestagsabgeordneter, als Fließbandarbeiterin, als Bundeswehrsoldat, als Schüler, als Theologe, als DDR-Bürger, kurzum: als Mensch von heute. Kommunikation, das ist mein Leben. Was kümmerts mich, was später aus meinen Büchern wird, ob noch einer sie liest, falls noch einer lebt. Auf Ruhm und Nachruhm pfeife ich. Hier und jetzt will ich leben und gelesen werden. Hier und jetzt will ich mich verschwenden. Ich werfe mit meinen Einfällen um mich, ich verstreue sie auf dem Marktplatz. Was wert ist, gefunden zu werden, wird gefunden werden. Was keiner brauchen kann, das wird der Zeitenwind verwehen.

Bolivien. Warum eigentlich habe ich diese Einladung angenommen? Ein fremder Leser, Deutscher, ehemals Geschäftsmann in La Paz, der mich zwei Jahre lang beharrlich einlud. Jetzt sitze ich da in einem Luxus-Bungalow. Noch

habe ich den Schock des plötzlichen Höhenunterschieds nicht ganz überwunden: der Flughafen liegt viertausend Meter hoch. La Paz liegt im Taltrichter, ich befinde mich schätzungsweise dreitausendfünfhundert Meter hoch, höher als die Zugspitze, der höchste Berg, auf dem ich je gestanden habe. Gestern früh war mir so elend, daß man mir die Sauerstoffmaske brachte. Und wer sie mir brachte! Ich hatte die Hausfrau in der Nacht der Ankunft nicht gesehen; der Hausherr, Herr X, hatte mich abgeholt am Flughafen. Er ist so sympathisch wie seine Briefe. Die Frau: ehemals Deutsche auch sie, Amerikanerin geworden, eine eisige Schönheit, die mich haßt, das ist sofort zu spüren. Aber warum? Ich bedanke mich für die Einladung. Sie sagt scharf: ICH habe sie nicht eingeladen.

Das ist der Empfang. Soll ich abreisen, in ein Hotel ziehen? Ich bin noch zu angegriffen, um mich zu irgend etwas entschließen zu können. Ich schaue aus den Fenstern. Vor mir der neuangelegte Garten. Ein Indio arbeitet. Auf dem Rasen stellen rosabeinige Flamingos herum. Auf dem Nachbargrundstück baut einer der Söhne des Herrn X da ein großes Haus. Herr X hat eine Menge Kinder aus erster Ehe, aus der zweiten keines. Das schafft Probleme, scheint mir.

Hinter dem Haus eine seltsame Gebirgslandschaft. In der Nacht meiner Ankunft schien mir, als liege dort oben eine Stadt, ich sah deutlich einen gotischen Dom und hohe Türme und Mauern mit Zinnen. Es ist nichts als zerklüfteter Sandstein, von der Erosion ausgewaschen. Phantastisch.

Das Indiomädchen holt mich zum Frühstück. Herr X freut sich, daß es mir schon wieder gut geht.

Das Haus ist wunderbar, wenn man Luxus mag. Überall stehen Silbersachen, schön gearbeitete, alte Stücke. Das ist spanische Arbeit.

Herr X sagt: Bolivien war reich an Silber und Gold.

Ja, sage ich, das war einmal.

Herr X nimmt mich mit nach La Paz hinunter. Da hat er sein Geschäft, ein Warenhaus, voll von Kram. Wer kauft das

Zeug? Diese kitschigen Lampenschirme, die billigen Kühlschränke, den Blech- und Glasschmuck, das schlecht gearbeitete Kochgeschirr? Die Reichen kaufen das nicht. Wer also? Die Indios. Für die Indios also die Ausschußware. Und brauchen sie derlei? Man redet es ihnen ein. Man lockte sie an mit diesem Kram. Sie kaufen. Im ›Spiegel‹ las ich einmal: »Bolivien fest in deutscher Hand«. Herr X arbeitet nicht mehr im Betrieb, das wird mir klar, er kommt aber täglich in sein Büro, liest und schreibt ein paar Privatbriefe, begrüßt seinen Sohn, der jetzt der Leiter ist und der, das muß mir auffallen, recht unfreundlich zu seinem Vater und noch unfreundlicher zu mir ist. Ungut ist das alles.

Herr X hat mir in seinen Briefen viele Male von den »Islas Verdes« erzählt: seinem Versuch, den Indios zu helfen, die sich selber nicht helfen können oder nicht mehr helfen wollen nach so langer Zeit der Unterdrückung und Ausbeutung durch Spanien, die USA, die BRD.

Wir fahren auf den Altiplano. Grenzenlose baumlose Hochebene. Wir fahren auf verwachsenen alten Wagenspuren oder einfach quer über Steppenland mit fast ausgetrockneten Flußbetten. Hie und da an den Boden geduckt Indiohöhlen. Kein Dorf. Wir sehen die Reste einer Inka-Tempelanlage: das Sonnenor, Tiahuanaco. Die Sonne brennt herunter, von den Anden her streicht ein kalter Wind. Die uralten Mauern aus einer reichen Zeit, in denen große Götter verehrt wurden. Und daneben ein Indioorf, das einzige, das wir sehen auf der Ebene. Ein armes Dorf.

In der Nähe treffen wir bei einem Halt eine Frau mit ein paar Schafen. Ein ganz junges ist dabei. Ich möchte es streicheln. Um Gottes willen, nicht, sagt Herr X, das hat schon einmal eine Europäerin getan, mein Gast, und es gab eine Hexenjagd. Warum? Weil es dem Tier Unglück bringt, von einem Fremden berührt zu werden. Es hat den Indios immer Unglück gebracht, mit Europäern in Berührung zu kommen. Einmal waren die Indios reich und mächtig, da kamen die Spanier und

nahmen ihnen alles weg: ihr Gold, ihr Silber, ihr Ebenholz und ihre Menschenwürde. Jetzt wissen sie kaum mehr, wer sie sind. »Identitätsverlust«.

Herr X will ihnen Gutes tun, nicht mit Almosen und auch nicht mit staatlicher »Entwicklungshilfe«, sondern konkret mit seinem eigenen Geld und mit seinem eigenen Einsatz an Liebe. Er hat seit langem den Plan, da oben auf der Hochebene, in Yanamuyo, ein Indiodorf zu gründen. Bis jetzt stehen da ein paar Häuser, ein Kirchlein und ein großer Stall für die Schweinezucht. Die Schweine sind mager. Es ist zu kalt für sie auf viertausend Meter Höhe. Und Kartoffeln und Getreide, womit sie gefüttert werden, wachsen auch schlecht da oben. Warum nützt man die Sonnenenergie nicht? Warum wendet man die Ergebnisse der Versuchsfarm nicht an, die wir sahen bei La Paz? Da hat man doch gelernt, Sorten zu pflanzen, die den schroffen Wechsel von Tageshitze und Nachtfrost ertragen. Und was man in Sibirien kann, das muß man doch auch hier können, oder? Das Problem liegt nicht da. Das Problem sind die Indios selbst. Sie wollen nicht arbeiten, nicht in der Landwirtschaft, sie gehen, wie überall auf unserer Erde, lieber in die Fabriken, in die wenigen Städte, da arbeiten sie stumpf vor sich hin und haben keine Verantwortung. Oder sie machen Heimarbeit, vergeben von ausländischen Firmen, oder sie arbeiten in den Häusern der Reichen als Dienstboten, da haben sie ein sicheres Leben. Außerdem trinken sie. Ihre Gesichter sind wie die von Schlafwandlern. Ihre Intelligenz ist eingeschlafen, und niemand weckt sie, denn es wäre gefährlich für die herrschende Klasse, wenn die Indios begriffen, daß sie Sklaven sind, ausgebeutet von Ausländern und den mit Ausländern versippten einheimischen Reichen.

Die Indios sind mißtrauisch, wenn ein Weißer ihnen etwas Gutes tun will, sie wittern es, daß man Geschäfte machen will auf ihre Kosten. Herr X will das nicht, er nicht, er hat nur Verluste bis jetzt, und er weiß, daß er nie einen Gewinn für sich herauswirtschaftet. Er hat ein großes Stück Land da oben

gekauft, ein Europäer hat es ihm verkauft, ehe es der Bodenreform anheimfiel, die vor einiger Zeit unter einem vorübergehenden sozialistischen Regime stattfand. Herr X schenkte das Land den Indios, einer Kooperative, und begann mit ihr zu arbeiten. Rodung, Düngung, Umzäunung, Bau einiger Häuser, der Anfang des geplanten Runddorfes. Im Verwaltungsgebäude sehe ich den Plan, er ist sinnvoll.

Warum eigentlich macht Herr X das? Er ist doch Geschäftsmann, und so einer macht doch nichts Unrentables!? Seine Frau und die Kinder aus erster Ehe halten ihn für verrückt. Sie wollten ihn entmündigen lassen. Sie brachten ihn in eine Nervenheilanstalt. Da schrieb er an alle Wände »Islas Verdes«, Grüne Inseln, Inseln der Hoffnung. Man ließ ihn wieder heraus, aber man hält ihn weiter für einen Wahnsinnigen, der sein Geld sinnlos vergeudet an diese Indios, diese Untermenschen. Die Kämpfe mit seiner Familie haben Herrn X einen Herzinfarkt eingebracht. Und jetzt begreife ich den Haß seiner Frau mir gegenüber: sie sieht in mir eine Bundesgenossin des Wahnsinnigen. Recht hat sie: ich bin auf seiner Seite. Er ist ein Sozialist im Kapitalistenpelz. Er hat ein schlechtes Gewissen, das ein so gutes ist, daß ich ihn dafür liebe. Er und seine Sippe haben schon viel Geld herausgeholt aus diesem Land und in Europa in Sicherheit gebracht, für den Fall einer jederzeit möglichen Revolution. Jetzt aber, für den Rest seines Lebens, will Herr X das gutmachen an den Indios, soweit er kann. Warum hat er mich so beharrlich eingeladen? Jetzt verstehe ich: er will, daß ich darüber schreibe. Ich verstehe: das ist nicht nur ein Akt der Selbstbestätigung und sublimen Eitelkeit, das ist wirklich ein Zeichen, ein Aufruf an andre. Eine machtlose Stimme in der Welt des brutalen Kapitalismus. Man belächelt den Mann, aber man hat ihn gern. Ein Don Quijote, sagen die Deutschen von La Paz. Seine Frau mag man nicht, sie ist die typische nordamerikanische Reiche. »Ich bin sehr beschäftigt«, sagt sie zu mir. »Am Montag ist Bridgeclub, am Dienstag Konzert, am Mittwoch Treffen der Nordameri-

kanerinnen, am Donnerstag Reiten, am Freitag Einkaufen, am Samstag literarischer Zirkel . . .« Sie spricht für viele ihresgleichen.

Wir machen eine Fahrt über Land, auf der ganz neuen Autostraße von La Paz zur Peruanischen Grenze. Unser Ziel: der Titicacasee. Den gibt es also wirklich! Natürlich sah ich ihn auf der Landkarte gezeichnet, aber das ist ein andrer See als der, den ich seit meiner Schulzeit im Sinne habe; der liegt auf jener Landkarte, auf der magische Orte verzeichnet sind, solche, die es nur in der Phantasie gibt. Was für ein zauberisch fremder Klang: Titicacasee. In den Indianergeschichten las ich, daß es dort Schilfboote gibt, ganz ohne Holz und Nägel gemacht, wirklich nur aus Schilf geflochten, wasserdicht, sicher und schön. Und jetzt stehe ich also an diesem See und er ist so zauberisch wie in meiner Kinderphantasie. Da liegt er kobaltblau zwischen flachen grünen Schilfufern unter einem unermeßlich großen blauen Himmel. Regungslos das Wasser. Stille, die man hört. Und da sind also die Schilfboote. Es ist seltsam, wenn es einmal glückt, eine lang und still gehegte Vorstellung mit der äußern Wirklichkeit zur Deckung zu bringen. Groß ist dieser See. Daß nur ein sehr kleiner Teil zu Bolivien gehört, der größere zu Perú, das ist mir gleichgültig. Ich sehe keine Grenze. Die Ufer dehnen sich weit hinaus. Grenzenlos.

Schon längere Zeit, während ich so am Ufer sitze, fühle ich eine Unruhe in der unbewegten Luft. Plötzlich höre ich etwas, eine Art Musik, scheint mir, aber es ist, als klinge die Landschaft, als kämen Töne aus der Erde. Was ist das? Heute ist Allerseelen, sagt Herr X, das feiern die Indios auf ihre Art, Sie werden sehen. Die Musik kommt näher, jetzt unterscheide ich den dumpfen Klang einer großen Trommel, den hellern scharfen einer kleinen, und die schrillen Töne kleiner Flöten. Da kommen sie den Hügel herunter, eine ganze Prozession von Indios in Feiertagstracht, die Frauen mit ihren steifen runden schwarzen Hüten und ihren weiten bunten Röcken, die Män-

ner in ihren Ponchos. Sie ziehen auf einen kleinen Friedhof zu, der vor einer längst verlassenen Kirche liegt. Über den Grabhügeln sind Zelte aus Zuckerrohr errichtet. An Stangen hängen Girlanden von Zwiebeln und Orangen; die kommen aus dem Südosten, aus dem Regenwaldgebiet, der tropischen Zone, dort, wo der deutsche Pater Augustin haust, der mich eingeladen hat dorthin. Aber daraus wird nichts, sagt Herr X, denn dort ist um diese Zeit immer das Fieber, es sind die Ratten, die die Krankheit übertragen, sie kommen aus dem Urwald, wenn die Indios die Speisen für die Toten auf die Gräber legen. Hier sind noch keine Ratten, nur Hunde und Kinder, die sich ihren Anteil an den Totenopfern holen. Die Indiofrauen mit ihren weiten Röcken hocken wie Gluckhenen zwischen den Gräbern. Die Musik geht weiter, aufreizend monoton, immer nur ein paar Klänge, immer der gleiche Rhythmus, man wird betäubt davon, als hätte man getrunken. Die Indios trinken ihren selbstgebrauten Zuckerrohrschnaps, es ist Fusel, sehr stark und gefährlich, und er macht aus den stumpfen Indios aggressive Wilde. Gehen wir, sagt Frau X, die Angst hat vor ihnen. Gehen wir, die schauen schon zu uns her, sagt sie. In der Tat: sie schauen her, und ich bilde mir ein, sie überlegen, wen von diesen drei Europäern, diesen unbefugten Zeugen uralter Riten, sie den Göttern opfern sollen. Gehen wir, sagt auch Herr X, wenn sie betrunken sind, werden sie wirklich gefährlich. Wir fahren also weiter. Aber die Musik verfolgt uns, sie vervielfacht sich: überallher kommen nun solche Prozessionen mit ihrer eigenen Musik, die Landschaft ist voll von diesen dumpfen und schrillen Tönen. Unendliche Wiederholung. Es ist immer eine Familie, ein Clan, der da auf seinen Friedhof pilgert. Diese kleinen Friedhöfe sieht man sonst nicht, sie sind versteckt in Erdmulden, aber jetzt erkennt man, wo sie liegen, denn dort ist plötzlich ameisenhafte Bewegung.

Diese Musik, warum greift sie einen so an? Herr X sagt, das ist eine alte Inkawaise, der Ruf der Sehnsucht nach den alten

Göttern, die dem Volk einst so großes Glück gewährten, ehe die Spanier kamen mit ihren Priestern, ihrem fremden Gott, ihren fremden Waffen, da zogen die alten großen Götter fort, die Armut kam, und sie blieb. Aber eines Tages kehren die alten Götter zurück, die wahren Götter . . . Diese Musik ist Beschwörung und heißes Gebet.

Auf halbem Weg nach La Paz kommt uns mitten auf der Autostraße so eine Prozession entgegen, schon aufgelöst, schwer betrunken, alle taumeln und tanzen torkelnd zur wildgewordenen Musik, an der Spitze tanzt einer, der ein gebratenes Schwein an einem Stock über der Schulter trägt. Im Tanzen trinken sie weiter. Herr X fährt an den Straßenrand, er hat Angst. In diesem Zustand, sagt er, sind sie zu allem fähig. Aber sie ziehen vorbei, ohne Notiz von uns zu nehmen.

In La Paz sehen wir von der oberen Straße aus einen kleinen Friedhof, wir schauen von oben hinein. Ein Anblick wie nach der Auferstehung der Toten: leere Gräfte, zerborstene Grabsteine, zerwühlte Gräber. Dazwischen die Indios, ganze Familien, die dort auf den Gräbern ihr Essen ausbreiten für die Toten und die Lebenden. Gespenstermahl.

Plötzlich schäme ich mich, hier zu stehen, europäisch nüchterne Beobachterin, Eindringling, Angehörige jener Religion, die hier mit finstern Fanatismus das schöne Alte zerstört hat. Diese armseligen Gestalten da unten, diese Armut, diese Erniedrigung eines einst so starken stolzen Volks, das alles haben wir auf dem Gewissen, wir christlichen Europäer. Mein Gott, was wir alles verdrängen müssen, um überhaupt noch leben zu können.

Ich bin umgezogen zum deutschen evangelischen Pastor Dümchen, ich ertrug einfach den Luxus im Hause X nicht mehr. Herr X ist traurig, aber er versteht mich. Die Dümchens haben ein hübsches Pfarrhaus, aber es ist brechend voller Menschen: das Ehepaar und drei eigene Kinder, dazu zwei Indiokinder, die sie vorm Hungertod gerettet hatten, dazu ein Vietnamkind, dazu Teresa, eine Einheimische mit ihren bei-

den unehelichen Kindern, und die alte Köchin. Und nun noch ich. Aber da ist immer ein Platz übrig. Es geht sehr einfach zu, aber friedlich und heiter. Das ist ein Modell für ein Pfarrhaus, für ein christliches Haus. Und es geht gar nicht fromm zu, nur Tisch- und Abendgebet werden eingehalten, aber zwanglos. Wer nicht mitbeten und mitsingen will, muß still sein und respektieren, was die andern tun. Am Abend kommen Gäste: ein deutscher Entwicklungshelfer, der auf eigene Faust und eigene Kosten arbeitet, und die Leiterin von Amnesty International, eine Spanierin, die schon im Gefängnis war, sie erzählt mir von den tapferen Frauen der Bergarbeiter, und sie sagt auch: Sie müssen nach Miljuni fahren, zu den Zinnbergwerken.

Ein Ausflug also mit dem Ehepaar Dümchen, Herrn X und seinem Aymara-Chauffeur. Ein Ausflug . . . So beginnt die Fahrt: wir fahren bergauf, immerzu bergauf. Dann sind wir auf der Hochebene, viertausend Meter hoch. Die Anden sind verschneit. Der wunderbare Illimano, das Wahrzeichen Boliviens, der Berg, der wie ein sitzender großgeflügelter Adler aussieht, leuchtet. Die Anden oder Kordilleren, so klingt's mir aus der Schulzeit her. Da mußten wir die Gebirge der Erde auswendig lernen.

Die Sonne steht brennend am wolkenlosen Himmel. Hier gibts keinen Städtedunst, keinen Fabrikqualm, die Luft ist klar und scharf, nichts hindert die Sonne, ihre volle Macht zu zeigen. Die Sonne und die Stille . . . »Numen adest«. Hier sind Götter, hier ist der Gott. Diese nackte Hochebene ist ehrfurchtgebietend. Der Atem stockt einem.

Es hat geschneit, aber der Schnee schmilzt schon wieder. Überall kleine Rinnsale, die wie Silberadern blinken. Der Schnee blendet mächtig. Alles hier oben ist ganz für sich, nicht für den Menschen. Sehr abweisend ist das. Kalt und heiß in Einem. Unerträgliches Licht.

Hinter dem ersten Hügel zwischen dem Altiplano und den Anden, den Siebentausendern, eröffnet sich eine Dantesche

Höllenlandschaft: eine flache Talmulde mit einem seichten See, schwefelgelb, giftiggrün, lehm Braun, stumpf grau gefleckt. Totes Wasser. Abwasser aus dem Zinnbergwerk, eingemischt ins hellgrün ankommende Schmelzwasser der Andengletscher. An den Ufern wächst nichts. NICHTS. So wird unsre Erde aussehen, wenn wir sie vollends umgebracht haben. Wohnen da Menschen? Können da Menschen wohnen? Das ist eine Gespensterzone.

Zwischen See und Gebirge liegt ein Hügel, er versperrt die Aussicht. Auf dem Hügel ein Heer von kleinen Kreuzen, schwarz gegen den brennend blauen Himmel: der Friedhof. Hier wird viel und früh und elend gestorben. Hier wohnen mehr Tote als Lebende. Die Kinder sterben bald nach der Geburt, die Männer mit dreißig an der Staublunge. Auf dem Friedhof kauert neben einem frischen Grab eine junge Indiofrau. Unser Aymara-Fahrer spricht sie an in ihrer Sprache. Er sagt, sie sei eine von denen, die teilgenommen haben an der großen Demonstration der Frauen in La Paz. Ja, sagt sie, das haben wir erreicht, das schon, wir bekamen unsre Männer frei, als man sie bei einer Demonstration festgenommen hatte, aber das ist auch alles, und alles blieb wie es immer war: Ausbeutung, Hungerlöhne, Krankheiten, Elendsquartiere, keine Renten, keine ausreichenden Versicherungen. Unsre Männer arbeiten im Turnus von acht Stunden in den Zinnminen, ihre Lungen füllen sich mit Staub, sie können nichts essen, während sie arbeiten, sie kauen Colablätter, das stillt Hunger und Durst, aber es ist eine Droge, wenn sie herauskommen aus den Schächten, haben sie die Backen voller zerkauter Blätter und sind wie betrunken, und mit dreißig liegen sie hier. Man sagt, daß wir unser Schicksal selbst in die Hand nehmen müssen. Aber wie? Revolution? Sie lacht bitter. Eine Regierung wechselt die andre ab, die eine ist faschistisch und tut Böses, die andre ist ein bißchen links und tut nichts Gutes, und so gehts weiter, ewig weiter. Warum wir nicht wegziehen? Wohin, bitte? In die Stadt, in den Fabriken arbeiten? Es